

Sepp LINHART: *Japanologie heute. Zustände – Umstände*. Wien: Institut für Japanologie, Universität Wien 1993, 184 S. (= Beiträge zur Japanologie, Bd. 31)

Sepp LINHART, Erich PILZ und Reinhard SIEDER (Hg.): *Sozialwissenschaftliche Methoden in der Ostasienforschung*. Wien: Institut für Japanologie, Universität Wien 1994, 185 S. (= Beiträge zur Japanologie, Bd. 32)

Die jüngste Japanologen-Schelte kam aus prominenter Feder und war ebenso gut plaziert wie lakonisch: „Die Japanologen“, konstatierte Wolf LEPENIES (1995) am 24. November in der *Zeit*, seien mit ihren Reexotisierungsbemühungen „japanischer geblieben als die Japaner“. Bei allem Unmut, den man über diese undifferenzierte Äußerung eines zweifellos renommierten, aber mit der neueren japanologischen Arbeit offenbar wenig vertrauten Autors empfinden mag – „Das Ende der Exotik“ hätte Lepenies schließlich schon vor Jahren buchstäblich bei Irmela HUIYA-KIRSCHNEREIT (1988) finden können – stellt sich doch die Frage, ob man diesen wie auch andere verstreute Bälle des populären Japanologie *Bashing* (dies. 1994) nicht aufnehmen, die japanologische Methodendiskussion intern forcieren und auch über die Grenzen des Faches hinaus komplexer situieren sollte. Einen idealen Ausgangspunkt hierfür bieten die Bände 31 und 32 der Wiener *Beiträge zur Japanologie*.

Sepp LINHARTS *Japanologie heute* hat den großen Vorzug, daß der Autor es gerade nicht – wie der Untertitel vermuten lassen könnte – bei Zustands- und Umstandsbeschreibungen der (österreichischen) Japanologie bewenden läßt, sondern engagiert, bisweilen polemisch, auf unabgeholte Fragestellungen der deutschsprachigen Japanologie insgesamt verweist; als thematische Konstanten halten sie die neun Beiträge aus den Jahren 1979–1993 inhaltlich zusammen. Zu nennen sind vor allem die folgenden drei Punkte:

1. Die Einflußfaktoren „Geld“ (gemeint sind hier in erster Linie Drittmittel von japanischer Seite) sowie „persönliche Verpflichtungen“ (vor allem gegenüber japanischen Lehrern, Kollegen, Gewährsleuten) auf die japanologische Forschung
2. Ein Theoriedefizit, das japanologische Arbeiten zu selten die Ebene reiner Kompilation und Deskription überschreiten läßt
3. Das Desiderat einer Soziologie der Japanforschung, einschließlich einer kultur-anthropologischen Untersuchung des *homo japonologicus*

Ausführungen zum Beeinflussungskonglomerat, dem die japanologische Arbeit ausgesetzt ist, finden sich vor allem in den ersten beiden Kapiteln („Der Japanforscher in einer veränderten Welt“, 1993 und „Japan als Objekt der Japanologie und die Japanologie als Objekt Japans“, 1990) des 2. Buchabschnittes („Umstände“), aber auch im Beitrag „Glanz und Elend der Japanologie“ (Referat des Wiener Japanologentages 1990) des ersten Abschnitts („Zustände“). Im erstgenannten Beitrag läßt Linhart seine Überlegungen in eine paradigmatische Formel münden:

Der ausländische Forscher wird bei seinen Forschungen sowohl von der Tatoi-Foundation, durch Watanabe-sensei, durch Frau und Herrn Suzuki als auch durch Edith Cresson beeinflusst. (S. 124)

Daß eine solch komplexe, ökonomische, institutionelle, politische, medienvermittelte, nicht zuletzt „private“ Beeinflussung besteht, steht wohl ebenso außer Zweifel wie die Tatsache, daß dies kein spezielles Kennzeichen japanologischer Forschung ist, sondern den Wissenschaftsbetrieb ganz generell betrifft. Dies gilt insbesondere für die einerseits hochwillkommenen, andererseits so häufig mit dem Makel eines zumindest unterstellbaren „Eingekauftwordenseins“ behafteten Drittmittel. Einige spezifische japanologische

Varianten kann man mit Linhart allerdings darin sehen, daß die deutschsprachige Japanologie mit dem japanischen Wirtschaftswunder – durchaus auch im quantitativen Sinne des Wortes – groß geworden ist und sich im Vergleich zu anderen Regionalwissenschaften auf einem (noch?) paradisiisch hohen Ausstattungsniveau befindet. Während hiesige Förderer in krasser Verkennung der Traditionen des Fachs sich unter den Absolventen „den smarten Managernachwuchs“ (MUSCHG 1995) erträumen, seien, so Linhart, japanische Geldgeber „im Sinne einer Umwegrentabilität“ (S.3) an der Produktion eines freundlichen Japan-Bildes interessiert. Dies fände seinen Widerhall in einer recht kruden Zwei-Eimer-Typologie: die Japanologen würden verortet entweder als *shinnichika* („Japanliebhaber“) oder als *hannichika* („Japankritiker“), was kaum ein angemessenes Kriterium für die Einschätzung förderungswürdiger bzw. -unwürdiger Forschung darstelle.

Es geht Linhart nicht um eine Verteufelung solcher finanzieller Förderung an sich, sondern um deren offene Thematisierung, die einer schleichenden Mutation von „japanologists“ zu „japanapologists“ (nach dem bissigen Diktum von Ivan P. HALL; LINHART 119f.) vorzubeugen vermag. Eine gewisse Übereinstimmung zwischen dem jeweiligen Forschungsprogramm einerseits und den Erwartungen der potentiellen Geldgeber andererseits sollte schon erzielt werden; allein mit dem Griff in die terminologische Trickkiste (z. B. der schlichten Umbenennung von „Japanologie“ zu „Japan-Studien“) neue Quellen erschließen zu wollen, könne sich auf Dauer für das japanologische Selbstverständnis kaum förderlich auswirken (vgl. S. 8f.).

Ein von Linhart beobachteter Jagdeifer nach immer neuen Quellen – beflügelt durch ein vergleichsweise vielversprechendes Revier, aber nicht immer rückgebunden an die „eigentliche“ japanologische Arbeit (vgl. S. 130) – läßt sich freilich von einer Professur aus ein wenig leichter beklagen als aus der keineswegs mehr so rosigen Situation der Studenten, Doktoranden und Postdoktoranden heraus, für die eine neue „Quelle“ ja schiere Existensicherung für einige Zeit bedeuten kann.

Auf jeden Fall ist jedoch mit Linhart vor dem Kurzschluß zu warnen, daß sich via materielle Sicherungen alle inhaltlichen und methodischen Fragen gleich mitlösen lassen. Vielmehr ist gerade das Theoriedefizit der Japanologie eine der oben genannten zentralen Thesen des Autors, die sich durch fast alle Beiträge zieht:

Die Japanologen kümmern sich zu wenig um die großen Fragen der Wissenschaft. Sie nehmen an der wissenschaftlichen Diskussion kaum teil. (S. 8)

In der Diagnostizierung dieses Mangels, den er daran festmacht, daß japanologische Arbeiten zu selten die kompilatorische und deskriptive Ebene überschreiten, unterscheidet Linhart nicht zwischen philologischen und sozialwissenschaftlichen Ansätzen. Daß mithin möglicherweise gerade dieses Defizit die beiden einander nicht sehr wohlgesonnenen „Lager“ eint, ist nicht ohne Ironie. Vielleicht könnte man im Suchen nach den Ursachen sogar über Linharts Vermutungen, die die insgesamt wenig innovative Forschungssituation in Japan selbst und die zeitraubende Last des Spracherwerbs betreffen (S. 169), hinausgehend fragen, ob nicht das gerade durch diese Grabenkämpfe beförderte Ressortdenken innerhalb der Japanologie zu gewissermaßen selbstproduzierten Erkenntnisbeschränkungen geführt hat, die nun erst langsam aufzubrechen beginnen.

Es ist insofern nur zu hoffen, daß Linharts Plädoyer für eine *fuzzy*, also möglichst offen und vielseitig, sowohl mit integrativen also auch mit hochspezialisierten Einzelaspekten arbeitende Japanforschung (vgl. S. 183) das allmähliche Fallen der Bastionen beschleunigt. Nur der kontinuierliche, intra- und interdisziplinäre Dialog, besser: Polylog, wird neue Forschungslinien initiieren können. Zu hoffen ist ebenfalls, daß in diesem Zu-

sammenhang auch so merkwürdige Kategorisierungen wie unkritische/kritische Japanologie, häufig genug durchkonjugiert mit: *shinnichika* / *hannichika* (s. o.) und philologisch / sozialwissenschaftlich, auf den Prüfstand kommen. Man kann es dem zur kulturanthropologisch-ethnologisch geprägten Wiener Japanologie gehörenden Linhart nicht unbedingt verdenken, daß er in seinem Beitrag „Kritische und unkritische Japanologie“ (1992) zwar sehr deutlich zeigt, daß sozialwissenschaftlich arbeitende Japanologie nicht per definitionem, sondern erst durch die Thematisierung von Brüchen und Abweichungen in der japanischen Gesellschaft in einem politischen Sinne des Wortes als kritisch gelten kann, keineswegs aber eine Lanze für die Unabdingbarkeit und das kritische Potential auch philologischer Japanforschung bricht. Im Sinne des erwünschten intradisziplinären Austauschs wäre eine solche Darstellung, die beispielsweise an Roland SCHNEIDERS (1979:47) Hinweis auf die Chancen einer „zeitgemäßen Wiederaufnahme des Boekhschen Philologiebegriffs“ anschließen könnte, sehr wünschenswert. Wenn der studentische *Studienführer durch die deutschsprachigen Japanologien* (1991:36) philologische Dissertationstitel zum wohlfeilen Amusement auflistet und umstandslos die japanologische Zukunft zu einer „sozialwissenschaftlichen Beschäftigung mit der derzeitigen Situation in Japan“ erklärt, zeigt dies, wie weit man von Linharts lebendiger und produktiver *fuzzy theory* in der Japanforschung noch entfernt ist.

Vor dem Hintergrund des u. a. durch die genannten Faktoren bedingten „Unbehagens in der Japanologie“ ist Linharts Wunsch nach einer Soziologie der Japanforschung und – damit einhergehend – einer sorgfältigen Untersuchung des *homo japonologicus* nur konsequent. Gedanken hierzu finden sich vor allem im Beitrag „Der ausländische Japanforscher in einer veränderten Welt“ (1993):

... [wir] müssen über den Platz und die Rolle der Japanforschung sowie der Studierenden und Forschenden über Japan an unseren Universitäten und über die Beziehungen zwischen dem Staat, dem wir angehören, und Japan nachdenken. (S. 113)

Und weiter unten:

Nur wenn wir wirklich wissen, was vor sich geht, wenn wir wissen, wie viele Ressourcen in unsere Disziplin strömen und wie wir diese verwenden, ob sie auf weite Sicht etwas zum Ruhm unserer Disziplin als Ganzes beitragen oder lediglich zur persönlichen Ehre eines einzelnen Forschers oder, noch schlimmer, nur zur Stärkung des Rufes der Institution, aus der sie kommen, – nur wenn wir diese Fragen beantworten können, werden wir dazu imstande sein, unsere eigenen unabhängigen politischen Entscheidungen für die Disziplin der Japanforschung zu fällen. (S. 131f.)

Eine Untersuchung über die Bedingungen, über Selbstverständnisse (und Selbstmißverständnisse) japanologischen Arbeitens, mit anderen Worten: eine Thematisierung des gemeinhin Nicht-Thematisierten, wäre wohl ebenso spannend wie schwierig, lohnend vor allem dann, wenn sie keine neuen starren Kategorisierungen schafft, deren Dekonstruktion dann wiederum ein bis zwei Japanologengenerationen in Anspruch nehmen würde. Zwar möchte Linhart den soziologischen Blick auf die Japanologie trennen von einer historischen Perspektive, doch ist zu vermuten, daß auch letztere – vorausgesetzt, es würde keine Hofgeschichtsschreibung betrieben, sondern anhand aktueller Problemlagen konsequent kontextualisiert – wichtige Aufschlüsse über möglicherweise konstante Strukturen als Einfallstore für politische Verstrickung, institutionelle und ökonomische Einflußfaktoren geben könnte. Unabhängig davon, ob und inwieweit sich ein solcher „langer Atem“ im Rahmen einer soziologischen Betrachtung der Japanforschung als hilfreich erweisen würde, bleibt zunächst festzuhalten, daß sowohl eine umfassende Aufarbeitung

der Geschichte der Disziplin als auch eine Soziologie der gegenwärtigen Japanologie *Desiderate* darstellen.¹

Als eine Ergänzung, in mancher Hinsicht Konkretisierung der hier vorgestellten Überlegungen läßt sich der von Sepp LINHART, Erich PILZ und Reinhard SIEDER unter dem Titel „Sozialwissenschaftliche Methoden der Ostasienforschung“ herausgegebene Band lesen. Hierbei handelt es sich um den Abdruck von zehn Referaten (mit zusammengefaßten Diskussionsprotokollen) eines am 4./5. Juni 1993 in Wien veranstalteten *workshops*, der der Frage nachgegangen ist,

... ob und in welcher Weise die in Europa und in den USA ausgebildeten Methoden der empirischen kultur- und sozialwissenschaftlichen Forschung (vor allem in den Fächern Soziologie, Volkskunde/Ethnologie, Sozialgeschichte, Wirtschaftsgeschichte, Politikwissenschaft, Sozialpsychologie) für ihre Anwendung in China bzw. in Japan übernommen werden können oder modifiziert und adaptiert werden müssen. (S.2)

Ganz im Sinne Linharts geht es in dieser sinologisch-japanologischen Initiative – die ja auch die Forderung nach einem engagierteren interdisziplinären Dialog bereits ein Stück weit in die Praxis umgesetzt hat – nicht lediglich um „Anleihen“ bei den Sozialwissenschaften, sondern auch darum, den eigenen Anteil an der Theoriebildung bzw. Methodendiskussion herauszustreichen. Die Teilnehmer des *workshops* bieten keine Lösungen an, sondern liefern mit der Darstellung eigener Projekterfahrungen Einsatzpunkte für eine weiterzuführende Diskussion. Einige Beiträge (wie z. B. der von Thomas HEBERER zu politisch-ökonomischen Entwicklungen in China, von Anemone PLATZ über den Sozialisationsprozesse von Jugendlichen in Japan und von Brigitte STEGER über japanische Kriegskrankenschwestern) haben den Charakter von Werkstattberichten, die einen ungeschönten Einblick in die feldforscherische Praxis geben. Gerade hier fühlt man sich häufig auch an Linharts Nennung verschiedener Einflußfaktoren erinnert: die kaum vermeidbare Inanspruchnahme von Vermittlern und Gewährsleuten, die bewußt oder unbewußt dem Forschungsprojekt ihren eigenen Stempel aufzudrücken versuchen – bis hin zur offenen Ausübung politischer Kontrolle, wie HEBERERS Erfahrungsbericht zeigt – wird immer wieder thematisiert. Dagegen ist von einem über finanzielle Unterstützung ausgeübten Einfluß auf die Forschungspraxis nur am Rande die Rede, u. a. in den Referaten von PLATZ (vgl. S. 61) und HEBERER (vgl. S. 20).

Durch die bis zur technischen Panne mit dem Aufnahmegerät reichende Auflistung von Kommunikations- und Organisationschwierigkeiten (samt Lösungsversuchen) sind diese Beiträge für alle Feldforschungsaspiranten höchst instruktiv; zudem zeigen sie auf eine sehr plastische Weise, daß die auch in anderen Disziplinen zum Teil mit großer Emphase vorgetragenen Konzepte des Fremdverstehens des „Säurebades“ einer Haus-zu-Haus-Befragung in der chinesischen Provinz oder einer Auseinandersetzung mit Schulverwaltungen auf Hokkaidō gewahr sein müssen.

Drei der Beiträge nehmen eine (wissenschafts-) historische Perspektive ein. Sepp Linhart zeigt, woran man nicht anschließen sollte: an die Gemeindestudienmethode alten, d. h. idealtypischen („Suye Mura ist Japan“) Stils, Bettina GRANSOW dagegen zeigt in

1 Als ein Indiz dafür, daß Nachbardisziplinen sich offensichtlich mit vergleichbaren Fragestellungen konfrontiert sehen, können zwei aktuelle Studien gelten: Thomas HAUSCHILD: *Lebenslust und Fremdenfurcht. Ethnologie im Dritten Reich*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1995 und Kai HAFEZ: *Orientwissenschaft in der DDR. Zwischen Dogma und Anpassung, 1969–1989*, Hamburg: Deutsches Orient-Institut 1995.

ihrem „Plädoyer für Langzeitstudien“, woran man anschließen könnte: an die kulturrelativistische, mit sozialen Reformbewegungen verknüpften Ausrichtung empirischer Sozialforschung im China der 30er Jahre, deren Ergebnisse eine materialreiche Ausgangsbasis für heutige Studien bilden, und Mechtild LEUTNER schließlich hat genau dies getan: ihre sozialhistorisch angelegte Studie, die anhand der Ereignisse von Geburt, Heirat und Tod die Transformationsprozesse der chinesischen Gesellschaft vom 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart dokumentieren soll, fußt u. a. auf Feldforschungsergebnissen der Republikzeit, die neu zu interpretieren und zu ergänzen sind. Sehr interessant hinsichtlich der Frage der Übertragbarkeit von im Westen entwickelten sozialwissenschaftlichen Methoden sind Leutners Erfahrungen mit der Praxis der *oral history*, die ihrer Meinung nach für die Anwendung in China der – methodisch noch zu klärenden – Modifikationen bedarf; die eigentlich geforderte passive Rolle des Interviewers beispielsweise habe sie, um ein offenes Gesprächsklima überhaupt erst zu ermöglichen, zugunsten einer aktiven Rolle häufiger verlassen müssen.

Daß qualitative (und nicht quantitative) Interviews den Kern der von westlichen Wissenschaftlern ausgeführten feldforscherischen Praxis bilden, scheint unter den Teilnehmern weitgehend Konsens zu sein; es lohnt eben nicht, wie das geflügelte Wort von Thoreau besagt, um die halbe Welt zu reisen, bloß um die Katzen auf Sansibar zu zählen. Nüchterner, aber nicht weniger pointiert hat diesen Aspekt Wolfgang SEIFERT in seinem Referat über „Eine Gewerkschaftsbewegung ‚in Bewegung‘“ herausgearbeitet. Wollte man sich nicht in eine ebenso aussichtslose wie unfruchtbare Konkurrenz mit den quantitativen Analysen der ausgezeichneten empirischen Sozialforschung in Japan selbst bringen, müsse man im Rahmen qualitativer Analysen, die idealerweise ihr Augenmerk auf aktuelle gesellschaftliche Wandlungsprozesse richten würden, die produktive aus dem eigenen Fremdsein erwachsene Spannung für die Forschung nutzbar machen (vgl. S. 53ff.). In ähnlicher Weise plädiert Ilse LENZ für qualitative Interviews, deren große Chance auch ihrer Meinung nach in der prinzipiellen Offenheit liegt, mit der sie „die Subjekte jenseits der Stereotype sichtbar machen“ (S. 90) und damit auf die Bruchstellen in den kulturellen Mustern verweisen können. Von LENZ stammt auch der interessante Vorschlag, diese Interviews als „symbolische Tauschakte“ zu verstehen, in dem „beide Seiten sich mit Bedürfnissen und Obligationen einbringen“ (vgl. S. 94f.). Daß hier die Schwierigkeiten erst anfangen, liegt auf der Hand. Die Unabdingbarkeit einer sehr hohen Sprachkompetenz ist dabei nur ein Punkt. Peter ACKERMANN warnt allerdings in seinem Beitrag ausdrücklich davor, Sprache zu einem bloßen Hilfsmittel zu degradieren und wirft die Frage auf, ob der Erwerb einer über lexikalische und grammatische Korrektheit hinausgehenden „kulturellen Kompetenz“, die in der Einbeziehung nonverbaler Kommunikationselemente zu tieferen Einblicken in und reflektierteren Aussagen über kulturelle und gesellschaftliche Strukturen Japans führt, nicht auch gerade im Rahmen von Feldforschungen erworben werden kann. Andere – sicherlich von sprachlichen Aspekten nicht zu trennende – Punkte betreffen die Konzepte vom „Fremden“ und „Eigenen“ und damit jene prekäre Gratwanderung zwischen Nähe und Distanz, die in dem Zwitterwort der „teilnehmenden Beobachtung“ zum Ausdruck kommt, das seit Bronislaw Malinowski zum festen Bestandteil feldforscherischer Arbeit gehört. In dieser Problematik schließlich finden bei aller thematischer Heterogenität die einzelnen Beiträge des Sammelbandes ihren gemeinsamen Nenner. So wünscht sich Reinhard SIEDER beispielsweise eine Untersuchung zur Regelmäßigkeit, mit der der kulturell geprägte „Wahrnehmungsrahmen“ eines Feldforschers bestimmte Phänomene systematisch ausblendet (vgl. S. 167). Auch Ilse Lenz betont, mit Hinweisen auf ethnopschoanalytische Konzeptionen, die Notwendigkeit, in einer Art

„kultureller Pendelbewegung“ ein Gespür für die „blinden Flecken“ nicht nur der fremden, sondern gerade auch der eigenen Kultur und somit des eigenen Standortes, zu entwickeln. (Dabei wird es logischerweise stets nur um eine produktive Verschiebung, nicht etwa um eine Aufhebung der „blinden Flecken“ gehen können.) Lévi-Strauss sprach in diesem Zusammenhang von „mentaler Gymnastik“, was darauf schließen läßt, daß es sich um eine Technik handelt, die erlernbar und trainierbar ist. Hier führen LINHARTS persönliche Studierenerinnerungen, die er zu Beginn seines Referates schildert, auf einem scheinbaren Umweg mitten ins Thema:

Als in den 60er Jahren am seinerzeit von Alexander Slavik geleiteten Wiener Institut für Japanologie Feldforschungen in Japan schon aus Kostengründen unmöglich waren, es aber genauso undenkbar gewesen wäre, bei einem potentiellen Japanaufenthalt „die wertvolle Zeit ... nicht sogleich für Feldforschungen zu verwenden“ (S. 120), versuchte Slavik gewissermaßen aus Übungszwecken, Feldforschungen in Österreich quasi ins Curriculum einzubauen. Es gelang ihm immer wieder, geringe Exkursionsmittel für Übungsfeldforschungen in burgenländischen und niederösterreichischen Dörfern zu beschaffen. Er selbst verbrachte viele seiner Wochenenden damit, nach geeigneten Dörfern Ausschau zu halten. In den Dörfern, die wir, fünf bis zehn Frau/Mann hoch, oft auch mit exotischer japanischer Begleitung, besuchten, bekam jeder nach eigenem Wunsch eine Aufgabe zugewiesen und mußte über religiöses Brauchtum, das Pendlerwesen und seine Problematik, alte landwirtschaftliche Geräte oder die Rollenverteilung zwischen Mann und Frau forschen. Die Anweisungen für die Interviews waren simpel: mit den Dorfbewohnern einfach Gespräche führen, im Gasthaus, vor den Wohnhäusern, bei der Arbeit. Die zugrunde liegende Annahme war, daß Menschen miteinander kommunizieren können, eine Annahme, die sich wohl öfters als falsch erwies, weil wir ohne entsprechende Vorbereitungen kultureller bzw. sprachlicher Art mit der Realität österreichischer Dörfer der sechziger Jahre konfrontiert wurden. [...] Ein während der Exkursionen stets sehr schweigsamer Kollege wurde von einer Bäuerin gefragt, warum er überhaupt nichts rede. Seine überzeugende Antwort lautete: „Ich spreche Ihre Sprache nicht!“ (S. 121)

Linhart beschreibt, daß unter den Studenten, die ihr Japanologiestudium mit „idealistischen Vorstellungen von *bushidō*, Zen und japanischer Ästhetik“ (S. 122) aufgenommen hatten, Zweifel an der Sinnhaftigkeit dieser Exkursionen ins Burgenländische aufkamen und eine Art Aufrührstimmung entstand. Möglicherweise erträumen sich auch heute Japanologiestudenten etwas Aufregenderes als ethnographische Übungen in der Elbmarsch oder im Voralpenland; gleichzeitig läßt sich kaum etwas denken, was besser den Blick für das ambivalente Phänomen „Fremdheit“ schärfen könnte, Fremdheit, die eben nicht erst in Tōkyō beginnt, sondern im eigenen Land und eigentlich sogar, wie Freud gezeigt hat, im „eigenen Haus“ des Ichs. Ein an zunächst ganz unspektakulär erscheinenden Erfahrungen geschultes Bewußtsein für die – wie Bernhard WALDENFELS (1995) es ausdrückt – „Zonen und Typen der Fremdheit“ sowie die „Grade und Vektoren des Fremdwerdens“ könnte schnellen Kategorisierungen bzw. Exotisierungen in der Begegnung mit einer vollkommen anderen symbolischen Ordnung wie sie beispielsweise die japanische Kultur darstellt, sicherlich wirksam vorbeugen. Inwieweit Slaviks Notlösung jedoch in der einen oder anderen Form als epistemologische Tugend zum Profil einer sozialwissenschaftlichen Ausbildung von Japanologen und Sinologen gehören könnte, wäre im Rahmen der Entwicklung eines entsprechenden Curriculums zu diskutieren, zu dem Reinhard SIEDER in seinem abschließenden Referat einige konkrete Überlegungen formuliert hat. Hier wie auch in der Schlußdiskussion wird noch einmal deutlich, daß man es nicht mehr

dabei belassen möchte, Studierende im Bereich der Ostasienwissenschaften an die „systematischen Wissenschaften“ zu verweisen; es geht um die Auslotung dessen, was die Japanologie und die Sinologie aus sich selbst heraus theoretisch und methodisch zu erarbeiten vermögen. Dazu bedarf es sicherlich einer Präzisierung der vorgestellten Fragestellungen, außerdem einer (hier leider zu spärlichen) Integration internationaler Forschungsergebnisse, und nicht zuletzt einer – bei aller Praxisbezogenheit – stärkeren Einbeziehung anderer mit ähnlichen Problemlagen befaßter Disziplinen wie z. B. der theoretischen Soziologie oder der phänomenologisch arbeitenden Philosophie. Man steht wohl erst am Anfang eines kaum übersehbaren Aufgabenfeldes. Aber dieser Anfang ist immerhin gemacht: Die beiden Wiener Publikationen zeigen, wie sich ganz unpräntiös die (vermeintliche) Exklusivität des OUWEHANDSchen (1969) „einsamen Japanologen“ ein wenig niedriger hängen läßt. Nicht zuletzt in der Teilnahme an aktuellen methodischen Diskussionen erlangen die sogenannten Orchideenfächer an der Seite anderer Disziplinen ein Stück „Normalität“; auch für sie gilt, was HUSSERL 1935 feststellte: „In alle Wissenschaften kehrt die Not ein, letztlich als Not der Methode.“ (1995:61)

Birgit Griesecke, Bochum

Literatur

HUJYA-KIRSCHNEREIT, Irmela: *Das Ende der Exotik*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1988.
dies.: „Japanologie Bashing“, in: *Japanforschung. Mitteilungen der Gesellschaft für Japanforschung* 1 (1994), S. 9–11.

HUSSERL, Edmund: *Die Krisis des europäischen Menschentums und die Philosophie*, Husserliana VI, S. 547–551; hier zitiert nach dem Abdruck des Beltz-Athenäum Verlages, Weinheim 1995.

LEPENIES, Wolf: „Das Ende der Überheblichkeit“, in: *Die Zeit*, Nr. 48 (24.11.1995)

MUSCHG, Adolf: „Doppelagent in Dejima“. Vortrag am 9. deutschsprachigen Japanologentag, Zürich, 22. September 1993, in: ders.: *Die Insel, die Kolumbus nicht gefunden hat. Sieben Gesichter Japans*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1995, S. 106–124.

OUWEHAND, Cornelius: „Über westöstliche Wege der Japanologie“, in: *Neue Züricher Zeitung*, No. 527 (28.8.1969)

PROHL, Inken / STOBBE, Rainer (Hg.): *Studienführer durch die deutschsprachigen Japanologien. Mit Koreanistik*. Berlin: Verlag Ute Schiller 1991.

SCHNEIDER, Roland / GRIMM, Tilemann: „Gegenwartsbezogene Ostasienwissenschaften“, in: *Oriens Extremus*, 24. Jg. Heft 1/2 (Dez. 1977), S. 39–51.

WALDENFELS, Bernhard: „Das Eigene und das Fremde“, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 43. Jg., 1995, Heft 4, S. 611–620.